**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 2 (1898-1899)

Heft: 8

**Artikel:** Reisebriefe aus dem fernen Osten

Autor: [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-664430

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gut gemacht, mein Junge, mein Kompliment zu beiner Arbeit! Deine Schrift gefällt mir, man kann sie lesen; die jungen Leute von heutzutage schreiben wie Katzen: Aeghptische Hieroglyphen, Sarabanden von betrunkenen Ameisen; ein schönes Resultat der Stahlsedern! . . . . . (Fortsetzung folgt.)



# Reisebriefe aus dem sernen Osten.

Rachbrud berboten.

Bon einer Burcher Merztin.

Beirut, Hotel Gagmann, 7. Juni 1897.

Lieber Max!

Nach einer herrlichen Siefta in dem fühlen Hotelzimmer, erhob ich mich neugestärkt zum 5 o'cloch tea, den uns die Frau Professor wiederum eigenhändig auf ihrem Zimmer bereitete und fervirte. Es war mir indeffen von Dr M. in Damastus ein Telegramm übermittelt morben, laut welchem ich bereits Morgen Abend bort erwartet murde. So= mit blieb mir für heute nicht mehr viel Zeit für Beirut übrig. schlug vor, daß wir zu Dritt noch für ein kleines Stündchen zum Leucht= turm hinunter fahren wollten, um dann den Rüdweg zum Sotel längs des Meeres zu nehmen. Dem Kutscher murde bedeutet, er befäme einen Extra-Bakschisch, wenn er uns flott und rasch zum Leuchtturm hinunterfahre, hingegen burfe er langfam bem Meere entlang zurückfehren. Berftändnisinnig blitten uns feine schwarzen Augen aus dem gelben Gesicht entgegen. Sein Behikel unterscheidet sich in keiner Beise von einer gewöhnlichen Mietstutsche, ja selbst die Gäule gleichen trot ber Glasperlen, welche malerisch die struppigen Mähnen und Schwänze zieren, ganz ben bekannten Berliner Droschkenmähren. Um so grotesker nimmt sich ber morgenländische Rutscher aus. Sein helles, faltiges Gewand ift von einem kunftvollen Ledergurt zusammengehalten. Ein buntfarbiger Turban auf dem schwarzen Rraustopf und rote Babufchen an den nachten Füßen vervollständigen seine orientalische Tracht. Die Kunft des Fahrens verstand er augenscheinlich. Mit Windeseile ließ er unser schwerfälliges Ge= fährt über das holprige Strafenpflafter fausen. Es ist mir heute noch ein Rätsel, daß wir auf der belebten Straße Niemanden übersuhren. Selbst die trägen Straßenhunde sprangen überrascht zurück vor ben schnellenden Rädern. Einmal blieben wir geradezu stecken, eingekeilt in einem Trupp Esel, die mit Bausteinen beladen waren und in eine kreuzweis entgegenkommende Karawane Maultiere, die Gemüse und Töpferwaren schleppten. Der barfüßige Eseltreiber, wie der Maultiersührer
schimpsen, gestikulieren, und schreien, daß einem Hören und Sehen vergeht. Unser Kutscher teilt seinerseits freigebig mit seiner langen Beitsche Hiebe über die armen langohrigen Lasttierchen aus. Endlich tut sich in
der lebendigen Barrikade eine Gasse für uns auf. "N'Allah" — ein
leiser Ruck an den Zügeln und hindurch saust der Wagen, kaum haarbreit
Raum lassend zwischen sich und den rechts und links sich stauenden
Tieren.

Vorüber geht es im Fluge an weißen, fensterlosen Häuferfaçaden, an hohen Gartenmauern, an Terraffen und Zinnen, überwuchert von luftig flatternden Lianen, malerischem Untraut und Schlinggewächsen, die wie grüne Fähnchen im Meerwind auf= und niederfächeln. Je weiter wir vor die Stadt hinauskommen, um fo mehr nehmen die Garten und Haine überhand, aus deren reichem Grün die ftrahlend weißen Bäusermauern geheimnisvoll hervorblicken. Bon größern Gebäuden liegen hart am Wege bas beutsche Johanniter-Hospital und bas amerikanische College. Architektonisch sind beide kaum bemerkenswert, aber die tropische Blumenund Pflanzenfülle ihrer Gärten wirkt überraschend. Ich fah ganze Grup= pen von Shkomoren, Maulbeerbäumen und Dattelpalmen. Das Bucker= rohr mit seinen schlanken Schäften bilbet einen reizenden Schmuck ber Bierbeete. Feigen-Raktus und blühende Geranienbusche machsen zu formlichen Hecken aus; dicht neben dem faftigen Grün der Citronen und Orangenbäume finden fich die filbergrauen Tone des Delbaumes. Schützend breitet die italienische Pinie ihre schirmartigen Aeste über ganze Gruppen mächtiger Farnkräuter. Zahlreich vertreten sind Oleander, Myrthen und Lorbeergebüsche. Azaleen, Aloën, Thymian, Lavendel, Salbei und Helio= trop gedeihen ohne jede Pflege. Mandel-, Pfirfich- und Granatbäume ftehen in dichten Sainen zusammen. Die üppig wuchernde Weinrebe um= schlingt die kahlen, schlangenartig gewundenen Aeste der Feigenbäume.

Natürlich verlangen Gärten und Haine ihre regelmäßige Bewässerung, mindestens wöchentlich ein Mal, sonst würde diese grüne und bunt schillernde Herrlichkeit von der tropischen Glut der Sommersonne bald gänzlich versengt und verdorrt werden, denn man muß nicht vergessen: Beirut
hat, etwas im Gegensat zu Zürich, Basel und Hamburg, fünf bis sechs
Sommermonate lang (oft werdens auch acht Monate) nicht einen Tropsen
Regen zu erwarten! Der sprische Städter und Bauer kann sich also
nicht auf die mühelose Gratisversorgung seiner Felder durch die Wasser-

schleusen des Himmels verlassen — dafür braucht er aber anderseits auch nicht in die Hagelwetterversicherungs-Gesellschaft und Nebersschwemmungsentschädigungskasse (schreckhafte Wörter für eine schreckhafte Sache!) 2c. sich aufnehmen zu lassen. "Jedes Ding hat seine zwei Seiten."

Als wir die Stadt hinter uns gelaffen hatten, murde die Fahrstraße Die Abendschatten sind schon länger geworden. Auch das Tageslicht ift nicht fo grell mehr, es beginnt sich tiefer gelblich zu färben. Gine sabbatliche Stille fentt fich mit bem Abendfrieden herunter. Die wenigen ländlichen Gingebornen gleiten in ihren foltigen Gewändern und nachten Füßen wie abgeschiedene Geifter, oder noch beffer, wie flüchtige Frauengestalten vorüber. Jetzt sehe ich auch zum ersten Mal eine Karawane von Laftkameelen daherziehen. Wie wunderbar paßt diefes Tier in die friedliche Einsamkeit und abendliche Ruhe einer Tropens landschaft hinein. Auf leifen, sammetweichen Sohlen, feierlich und ge= meffen, schreiten fie langsam vorbei; eines gemächlich hinter bem anbern. Das Rameel mit dem träumenden, nachdenklichen Ausdruck feines klugen Auges, mit der gelehrten vorstehenden Unterlippe, mit seiner gebeugten Haltung — ist es nicht der Philosoph der Tiere? Man könnte es auch "ben Beiligen der Bufte" nennen — es liegt ein Ausbruck von milber Resignation, mudem Weltschmerz und philosophischer Denkerruhe über feinem tierischen Antlit!

Professors neckten mich sehr wegen meiner Schwärmerei für die wüsten Heiligen, wie der Professor in schnöder Travestie meine Rameele tauste. Er gab mir den Rat, ich solle mir in Ursa ein Reitkameel halten und meine Praxis vermittelst dieses altertümlichen Beförderungsmittels besorgen. Ich versprach natürlich, mir die Sache, der Romantik halber, zu überlegen, sowie im Falle dieses Falles dem spottsüchtigen Ehepaar eine Photographie meiner Person hoch zu Kameel als Erinnerungszeichen zu stiften. Indessen waren wir in raschem Tempo am mächtigen Leucht-

turm vorbei gegen das felsige Meeresgestade hinuntergefahren.

Zwischen den Windungen der Straße hindurch hat man die schönsten Ausblicke auf die blaue Meeresslut, die mehr und mehr zum Vorschein kommt. Die letzte Krümmung des Weges liegt hinter uns, dem bewundernden Blick eröffnet sich ein gewaltiges Panorama. Man sieht den blauen Himmel und die graugelben Landdünen, die weite See mit den eilenden Schiffen, und zur Rechten die weiße Stadt, wo rote Dächer und helle Terrassen, schlanke Minarets und Kirchenkuppeln aus dem dunklen Grün der Gärten emporschimmernd auftauchen. Und über all dieser Herrlichsteit ferne Höhen mit ragenden Pinien und einsamen Chpressen, darüber

nactes, tiefbraunes, wildes Felsgestein und endlich nach oben, das Bilb abschließend: die fühne Bergspite des Diebel Sannin, der mit schneeigem Belm, wie ein trotiger Nordländer in den südlichen himmel hineinftrebt. Wie munderbar schön alles dies ift. So blau können Himmel und Meer nur im Suden sein, so weiß Häuser und Terraffen nur im Morgenland. Von hier aus betrachtet, scheint Beirut unmittelbar am Jufe des Libanons aufgebaut; die amphitheatralische Schichtung dieses Gebirges und die, infolge beffen, ähnliche Glieberung ber Stadt fallen frappirend in die Augen. Alle diese Höhen mit dem Schmuck der Gärten und Häuser schmiegen sich dem blauen Meerbufen so eng an, daß es den Anschein hat, als ob die rasch gleitenden Schiffe mit vollen Segeln, Masten und Schloten über Stadt und Berg dahinfahren wollten. Und jetzt wartet unser noch ein herrliches Schauspiel, welches das untergehende Tages= geftirn uns bereitet, gleichsam als Entschädigung für die Site oder Qualen, bie wir tagsüber von den fengenden Strahlen ausgeftanden hatten. solcher Sonnenuntergang am Meere ist unbeschreiblich schön! Unter und neben der glühenden Sonnenscheibe schiebt sich zartes, duftiges Wolkengefieder empor. Es ift, als ob eine farbenschillernde Schar von riefenhaften Paradiesvögeln aus der Sonnenglut heraus nach allen Seiten hin davonflatterte. Wie eine grandiose Allegorie der Phönixsage spielt sich dieses Sonnendrama ab. Auf den Meereswellen wogen die fühnsten Farben und Tinten durcheinander. In das ursprüngliche Tiefblau mengen sich gelbe, rote, purpurne, violette Tone, dazwischen leuchtet es auf wie von meeresgrünen und filberweißen Lichtern, die roten Farben nehmen mehr und mehr überhand. Schlieflich ergießen die schrägen Sonnenftrahlen über alles eine rofige Glutwelle. Die ganze Atmosphäre ver= schwimmt in heißgelben und purpurroten Dünften; wie rotglühendes, flüssiges Metall kochen die unendlichen Wassermassen der See. blendende Feuerwerk verpufft rasch, sobald der glühende Ball am Horizont verschwunden. Die Farben zerfließen und verblassen, nur die Wasser= spiegel glühen noch nach, die letten Sonnenreflexe beginnen mit ben Abendschatten ein wunderliches Spiel. Doch mehr und mehr behnen sich die dunklen Flächen aus und saugen die letzten roten Tinten und Tone ein. Langsam fahren wir der Stadt zu, links das dunkelnde Meer, über uns ber weißlich=mattblaue Nachthimmel mit seiner ungezählten Sternen= menge.

Aus dem nächstgelegenen Stadtteil tönt von einem schlanken Minaret herunter der scantillirende Ruf des Muezzin, klar, deutlich, hell, die Abendsstille durchschneidend, und doch so sein und geheimnisvoll, als klänge er aus dem Himmel herab. Im Hafen und am Strande bligen Lichter auf



Ein angehender Künstler. Von Geza Peste,

und diese Lichtpünktchen scheinen sich langsam über die ganze Stadt zu verbreiten. Es ift, als ob Feenhande die ganze Stadt mit schimmernden Sternchen beftreut hätten, einzig die Garten und Haine schlummern und träumen in tiefer Dunkelheit. Unser Weg ist menschenleer, still und ein= sam, aber die doppelte Brandung des Meeres und des Stadtlärms zieht in stetig anschwellenden Tönen uns entgegen. Und nun steigt über den bewaldeten Hängen des Libanon die volle Scheibe des Mondes empor, groß und rötlich-golden und von einem solchen gleißenden Leuchten, wie wir ihn nie im Norden gesehen haben. Es wird einem ordentlich märchen= haft zu Mute: der Wagen raffelt bergauf und bergab, ein traumhaftes Sehnen und Wünschen, ein leises, süßes Heimwehgefühl schwillt in der Seele auf und ab. Niemand von uns spricht ein Wort, wir träumen und sinnen mit offenen Augen. Die schneeigen Zinnen des Libanon, die im magischen Mondlicht zu uns herabgrüßen, sie wecken wohl in uns allen das sehnende Berlangen nach der lieben nordischen Heimat, wo der= selbe Mond jetzt sein bleiches Licht ausgießt auf die stolzen Firnen unserer unvergeßlichen Schneeberge. Da ertönt plötzlich warnend die Stimme des Professors: "Gheiets mer nöd zum Wagen us, Sie schlöfrige Mundschiprinzeffin!" Solch schwizerdütscher Apostrophierung hält keine noch so poetische Stimmung stand. Wir geraten im Nu wieder in eine lebhafte Unterhaltung hinein. Ja, es entspinnt sich sogar bald ein hitziges Wortgefecht über die Vorzüge und Nachteile des Radfahrens für das weibliche Geschlecht. Der ungalante Professor meinte von seiner hohen äfthetischen Warte herunter: "Jede hübsche Frau wirkt häßlich auf Eine häßliche, unscheinbare Frau aber ift scheußlich, wenn sie da auf dem rollenden Kothurn hergestrampelt kommt! Ich fragte sehr spitzig zurud: "Muß denn alles, was eine Frau tut und läßt, in erster Linie darauf geprüft werden, ob es ihr auch zu Gesichte steht und ob fie unter allen Umftänden gefällt, (den Herren der Schöpfung natür= lich gefällt?)"

"Gewiß, jede Frau, ob häßlich oder schön, soll stets zu gefallen suchen. Eine unästhetische Frau, ohne jede berechtigte Eitelkeit, ist wie eine Blume ohne Duft" — lautete die pathetische Antwort. Wir waren glücklicherweise am Hotel angelangt, wo wir soupieren wollten. Ich nahm Frau Prosessors Arm und beglückwünschte sie neckisch, daß sie der bevorzugten Blumenspecies gehöre, so daß ihr Duft sogar dieses ruppige Distelsgewächs von einem hyperästhetischen Prosessor dermaßen betäubt hatte, um aus einem stachligen Junggesellen einen für gewöhnlich sehr liebenswürdigen Gesellschafter zu machen. Um mir für den Spott seurige Rohlen auf mein Haupt zu sammeln, bereitete mir der Prosessor in zwei

Flaschen die schönste Limonade als Reisegetränk für die morgige Eisenbahnsfahrt. (Es schien mir aber, als ob der gute Mann mit dem sauren Saft freigebiger umging, als mit dem obligaten Zucker und Sprup!) Wir soupierten indessen doch einträchtig bei herrlichstem Mondschein auf dem terrassenähnlichen Dach.

Erst nach 10 Uhr trennten wir uns. Wir sagten auf Wiedersehen, da Prosessors mich morgen zur Bahn begleiten wollten. Todtmüde zog ich mich in mein weites, hallendes Zimmer zurück, dessen hauptsächlichste Möblirung aus einem Riesenbett bestand. Ganz überdacht und umgeben von einem dichten Moskitonetz, sah dieses weiße Ungethüm aus, wie ein hochgetürmter Sarkophag. Trotz Marmorboden und deutscher Reinlichskeit war so ziemlich jede Spezies südlichen Ungeziesers in und um meine Lagerstatt vertreten. Ich rückte mit großer Anstrengung mein Bett noch mehr von der Wand ab und hielt mit dem Licht in der Hand eine rekognoszierende Inspektion. Die bloße Heerschau über diese blutdürstigen Scharen weckte mir ein universelles Jucks und Kratzgefühl. Ich verwünschte meine Neugierde, löschte das Licht und legte mich wie Swists Gulliver resigniert unter das insektenhafte Phymäengeschlecht.

Ich hatte einen urkomischen Traum und daran war nur der Professor mit seinen ästhetischen Spitzsindigkeiten schuld.

Ein Stich an der Hand weckte mich jäh und vertrieb den tollen Spuck, den ich geträumt. Trotz meiner Schlasbefangenheit suchte ich nach Streichhölzern und machte Licht, wobei ich beinahe das Mosquitonetz samt den Bettgardinen in Brand gesteckt hätte. Dann hielt ich ein unbarmsherziges Standgericht an den nächtlichen Quälgeistern — und diese Parsforce siel wirklich ergibig auß! — Seufzend erinnerte ich mich 'der prosphetischen Knittelverse:

"Wer nie des Tags an der Sonne briet, Wer des Nachts nicht im Kampfe mit Wanzen entbrannte, Wer nie unter Flöhe und Mücken geriet, Der kennt dich nicht, du himmlische Levante!"

Nach der Säuberung der Walstatt suchte ich noch einmal den Schlummer auf. Im Einschlafen kam mir noch schaudernd die Variante obiger Parodie in Sinn, welche die Reisegenüsse schildert, die uns im Winter der Orient bringt:

"Wer nie am Mangal\*) fröstelnd saß, Wer nie im Bett den Schirm aufspannte, Wer Pilav\*\*) nie mit Unschlitt aß, Der kennt dich nicht, du himmlische Levante!"

<sup>\*)</sup> Rohlenbeden.

<sup>\*\*)</sup> Reis.

Trot dieser beunruhigenden Aussichten für die Zukunft und allen gegenwärtigen Schrecken einer südlichen Sommernacht zum Trot schlummerte ich bald wieder ein und schlief diesmal den tiefen, traumlosen Schlaf der Jugend.

# Eine soziale Reform.

(Referat über einen von Prof. E. Tappolet in der Jahresversammlung der Pestalozzigesellschaft am 2. Dezember 1898 gehaltenen Vortrag.) Von Dr. Hedwig Waser.

Es war vorauszusehen, daß die Pestalozzigesellschaft, die Bolksbildung= und Wohlfahrt zugleich heben möchte, sich einmal mit derem
größten Feinde, dem Alkoholismus, auseinandersetzen würde. Den Jüngern Pestalozzis hätte es zudem schlecht angestanden, sich seige an dem
mächtigen Herrscher Alkohol vorbei zu drücken. Wohl ist es nicht undebenklich, ihm gegenüber Stellung zu nehmen, gibt es doch merkwürdigerweise viele Leute, die ein kritisches Gespräch darüber fast weniger ertragen
können, als einen Angriff auf ihre heiligsten Gesühle, während andere
mit einem überlegenen Lächeln auf die "paar verrückten Fanatiker"
glauben herab sehen zu können, die an solch selbstverständlichen Dingen
rütteln zu können glauben.

Fanatisch durste sedenfalls der Vortrag nicht genannt werden, zu dem die Pestalozzigescllschaft in ihrer Jahresversammlung von 1898 dem Herrn Prosessor E. Tappolet das Wort gab. So einfach und kühl als möglich wurden hier Tatsachen und die daraus sich ergebenden Forderungen vorgeführt. —

In der Einleitung macht der Vortragende darauf aufmerksam, wie wandelbar menschliche Anschauungen sind. Von vornherein ist man gesneigt, die Gewohnheiten seiner Umgebung, unter denen man aufgewachsen ist, für berechtigt, ja naturnotwendig zu halten, während die Kulturgeschichte dem Kundigen unzählige Beispiele großer Wandlungen in Sitten und Anschauungen aufweisen kann. Wer z. B. vor hundert Jahren die Eltern hätte gesetzlich verpflichten wollen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, wäre von diesen als anmaßlich eingreisender Bildungsfanatiker groß angesehen, abgewiesen und ausgelacht worden. Heute scheint uns dieser Standpunkt lächerlich, während er in Italien noch seine Anhänger hat. Was für die Einführung der Volksschule, gilt für jede soziale Resform. In einzelnen denkenden Köpfen reist eine Anschauung, die vorerst